

Demaskirt.

Eine Fälschungs-Novelle von Paul Blumenfeld.

Welch' abenteuerlicher Einfall! Da war sie nun wirklich auf einem öffentlichen Maskenballe — sie, Helmine, die seit nahezu fünfzehn Jahren überhaupt nicht mehr getanzt hat — und heraus: eine alte Jungfer! Wie hatte sie sich nur so weit hinreißen lassen können! Es lag doch so ganz und gar nicht in ihrer Natur, Thorheiten zu begehen! Und als sie nun an einem der mächtigen Spiegel vorüberdritt und sich darin sah, in hellblauem Domino, ein schwarzes Sammetlächchen vor dem Gesicht, eine weiße Kamelle in der Hand, da wußte sie sich sagen, derlei Dummheiten seien ihrer nicht würdig. Wäre sie allein hier gewesen, kein Zweifel, sie würde noch jetzt geflohen sein. Aber sie hatte nicht nur ihre Schneiderin als Duenna mitgenommen — sie wollte ja eigentlich auch die ihr Obhut anvertraute „Kleine“ bemuttern, welche sie so sehr gebeten hatte, einmal einen Maskenball besuchen zu dürfen. Nun war ihr Wally längst in dem Strudel abgedrungen gekommen; auch die Modistin verstand plötzlich von Helminens Seite, und in diesem Augenblicke gelang es ihr, daß sie eigentlich eine lächerliche Komödie spielte — sie, mit ihren sechsunddreißig Jahren, mit ihrem bedeutend weissen Teint und dem weißen Zug um den zusammengepreßten Mund. Ja, eine Komödie! Denn die arme kleine Wally war vollkommen ungeschicklich auf diesem Abenteuer. Die „Tante“, wie sie Fräulein Helmine zu nennen pflegte, hatte ihr diese Ballschmückung suggeriert, hatte dem Fräulein so lange von allen den hohen Möglichkeiten, die sich da erschließen könnten, gesprochen, bis Wally den Gedanken zu dem ihren machte und nach echter Sinderart ihr nicht wieder aufgab. Noch im letzten Augenblicke hatte Helmine versucht, das Ungeheuerliche zu verhindern: sie wurde unmöglich. Aber Wally ließ den Hausarzt rufen, einen jungen Mann, der nicht mehr fieberfrei blieb, wenn er der reizenden Kleinen den Puls fühlte. . . Vor ihm hatte dann die übermüdete Kleine die ganze, eben adreßliche Ballherrlichkeit ausgedehlet und mit strenger Melancolie gesagt: „Ist die Tante so krank, daß das Alles in die Kumpelkammer wandern muß?“

Und Herr Doktor Lehnhard — er war ein wenig kurzschichtig — beschleunigte das allerliebste Pagenstufum, und er sah im Geiste Jemanden darin stecken, und dieser Jemand wieder sprachte ihn an mit seinem großen, braunen Fragebilde, daß dem armen Medizus ganz höfentlich wehe . . . In seiner Verwirrung ergriß er Wally's Hand statt der der Tante und meinte schließlich:

„Der Puls ist zwar ein wenig bewegt, aber — pardon, Fräulein Helmine — Sie verstehen mich schon — ich wollte sagen, daß ich Sie, Gott sei Dank, für durchaus nicht so leidend halte, um dem Fräulein Wally gegenüber die Verantwortung dafür zu übernehmen, daß . . .“

Helmine mußte lächeln über jene Verlegenheit. Zudem durfte sie annehmen, daß der schlechte Mensch fogleich, nicht seine übrigen Patienten zu besuchen, in die nächste Masken-garderobe eilen würde. Damit war aber auch für männlichen Schutz gesorgt — sie war übermüdet! Ach, wie gern hätte sie nachgegeben! Alle ihre Bedenken indwiegen, als die wild aufjubelnde Wally sie umhalse und wie einen Streifen im Zimmer herumdröhre . . . Wer doch auch noch einmal jung wäre!

Und nun wieder, da sie in all' dem Gemüthlich allein sah, nun kam ihr die Neue. Mit ängstlicher Scheu nickte sie Jedem aus, der sich ihr zu nähern schien — sie wollte sich zurückziehen. Zum Glück konnte sie die Mäulichkeiten, in denen ja sonst die philharmonischen Kongresse stattfanden, in allen ihren kleinen, reizend dekorierten Nebenräumen; dort würde es jetzt, während dieses wundervollen Walzers leer und einsam sein, und dort würde sie — ihm geborgen wollen.

Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie ihn auch dann erkennen würde, wenn ihm die weiße Kamelle abhanden gekommen wäre. So tief hatte sich das Bild dieses jungen, sah schon zu nehmenden Mannes ihrer Seele eingegrät — mit seinem dicht gewachsenen, dunklen Haar, mit seinem energischen Blick und dem ein wenig feil angezwungenen Munde — so tief, daß sie ihn nicht verfehlen zu können vermeinte, auch wenn er statt des verarbeiteten schwarzen Dominos etwa das flatternde Gewand eines Tempelherren gewählet haben sollte. Kein Zweifel, er war schlant und hochgewachsen; das hatte sie auch aus der Haltung des Kopfes an der Photographie erkannt. Diese Photographie bezeichnete einen schmerzlichen Wendepunkt in ihrem kleinen Nomon. Bis dahin, bis sie eines Tages dieses Bild von ihm empfing, konnte sie es noch für möglich halten! Aber nun sie es in greifbarer Wirklichkeit vor sich sah, was sie bisher als eine Art schredlichen Gespenstes gefürchtet hatte — daß er offenbar ein reichlich zehn Jahre jünger sei als sie, daß aus seinen dunklen Augen volle Lebenslust sprühte, daß dieser Mund noch feurigen Küßen zu ledigen schien, da fiel es wie Mehlthau auf die tränen Knospen ihrer Reizung und sie sagte sich, daß sie ein Ende machen müsse. Mein Gott, wie reizend, wie harmlos und doch wie begehrtend war der Anfang gewesen! Während sie jetzt mittlerweile allein in einer Ecke saß, genoh sie im Geiste noch einmal die ganze stille, beidmüthige Glückseligkeit, die von dieser Liebes-epiöde, von der letzten, die sie erleben würde, ausstrahlte. In dem Leisestimmen jenes vornehmen Damenportraits, in welchem sie lebte, war es, wo sie gelegentlich einmal die Mode- und Fräuzerzeitung anschauen pflegte. Da fiel ihr Wade auf eine Ueberschrift: „Hat Frauenschönheit Verth?“ Eine sonderbare Frage! Und zu ihrer Beantwortung wurden die Leserinnen des Blattes aufgefordert. Helmine, obwohl sonst gründlich dazugegen, sich öffentlich irgendwie geltend

zu machen, sandte eine Antwort ein, in der sie kurz und zielgenau zu beweisen versuchte, wie wenig die rein körperliche Schönheit dauernd zu wirken vermöge, und in welcher ungleich nachhaltiger, tieferer Weise die seelische oder doch vergeistigte Schönheit sich zu äußern pflege. — Vielleicht war das nicht immer ihre Meinung gewesen; vielleicht auch dachte sie nicht wenig von der neuen Erkenntniß dem Spiegel, der ihr immer deutlicher zu sagen begann, daß sie ohne ihn in einem Reiz kaum noch Jemandem zu gefallen vermöchte. Um so überzeugender predigte sie die neue Lehre. Und siehe da — es währte nicht lange, da übermittelte ihr die Redaktion jenes Blattes einen Brief, welcher der ungenannt gebliebenen Schönheitszeigerin zugebacht war. Ein Mann drückte ihr, gleichfalls anonym bleibend, seine Zustimmung, seine Sympathie aus. Er habe sich bis heute vergebens danach gesucht, eine solche seelische Frauenschönheit zu finden. Natürlich sprach er die Erwartung aus, die Verfasserin selbst sei eine solche Schönheit. Er nannte sich „Trifan“, denn, meinte er, nur maskirt fände er den Muth, sich so offen auszusprechen, wie sein Herz es ihm eingab. Helmine antwortete ihm, ohne ihr Bedenken zu laffen. Und so entspann sich ein immer lebhafterer Gedankenaustausch zwischen ihnen. Er hatte Recht — vielleicht gerade darum, weil sie einander nicht kannten, nicht einmal beim Namen, enthielten sie einander ihr Inneres. Auch die äußeren Lebensverhältnisse wurden nur ganz oberflächlich erwähnt. Dagegen wußte eines vom Andern, daß es die rechte Liebe, das richtige Herzsgeld nicht nicht gefunden — sie waren Beide etwas melancholisch, etwas pessimistisch gestimmt. Aber wohl in Weiden letzte sich die verführerische Vorstellung fest, endlich das Grichte gefunden zu haben. — Warum waren sie einander räthlich noch nicht näher getreten? Allerdings, Helmine lebte in Berlin, „Trifan“ in Dresden. Aber was will das bedeuten? Sie war es, die persönliche Begegnung bis heute vermieden hatte. Denn sie fürchtete sich — seine schöne Illusion zu zerlören.

Wie war es gekommen, daß sie eine — eine alte Jungfer wurde? Sie war immer eine amüthige Erziehungsgewesene; freilich befaß sie kein großes Vermögen, aber sie hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, war Lehrerin an einem vornehmen Institut. Besonders der Umstand, daß sie auf sich selbst gestellt war, machte sie wäherlich gemacht haben; denn an Bewerbern um ihre Hand hatte es thatsächlich nicht gefehlt. Aber sie wählte zu viel. Sie stellte zwar beidene materielle, aber sehr ideale Forderungen an den Mann ihrer Wahl. Er sollte eine schöne Seele besitzen und das höchste Glück im Weibe finden. Und der Mann mit der schönen Seele, mit dem liebevollsten Herzen wollte nicht kommen! Bis heute! Denn „Trifan“ war's — ja er war es! Aber nun konnte es nur ein Traum für sie sein — nichts als ein Traum. Sie war alt geworden, sie hatte keinen Anspruch mehr, geliebt zu werden — sie war eine alte Jungfer.

Wie fürchtbar bitter das ist, wenn man sich nicht aus-gelebt, nicht ausgeliebt hat — traurig zum Sterben! Und das wurde ihr immer klarer, je mehr sie aus seinen Briefen die Umriffe seiner Persönlichkeit zu erkennen meinte. Als er nun gar eines Tages ihr sein Bild sandte — eben jene verhängnisvolle Photographie — da war's zu Ende auch mit ihren geheimsten Hoffnungen. Die dem Mann konnte sie nicht gefallen! Immer wieder starrte sie das kleine, ein wenig verlassene Bild an . . . es war zu Ende! Wie hübsch und — wie jung er ist! Kein Elegant — aber ein sehr hübscher Mann! Der richtige Held für eine Ahtschühfäbige — für Wally!

Seit zehn Jahren suchte Helmine nun schon in jenem Hause, wo sie eine Art von Vertrauensstellung bei der Leiterin des Instituts einnahm. Als eine entfernt in der Provinz lebende Verwandte lieh sie, ihr die damals kaum zwölfjährige Wally schenken zu dürfen, wüßte sie mit Freuden ein. Sie würde nun noch eine andere, als die bloße Berufspflicht zu erfüllen haben. Und obgleich die kleine Wally ihre Kostung war, geriet Helmine ihr gegenüber doch in eine mittelliche Rolle, und nun, seit sie ja doch unwillkürlich „nicht mehr jung“ war, gefiel sie sich darin.

Jetzt schmit ihr das ins Herz. Und wie sie so an das junge Mädchen dachte, kam ihr eine Reminiscenz — Grillparzer's Suppho! Ja, Suppho! Sie, Helmine, war Suppho, das gefestmüthige, innerlich gereifte Weib mit frühlingshafter Liebeshand, aber verblüht und ohne Anspruch, mit jugendlicher Leidenschaft geliebt zu werden. Da war weiter Melitta, die eben anblühende, amüthige Gefährtin der Suppho — da Wpaon, um den Weibe werden. Nein, diese traurig-lächerliche Geschichte sollte sich an ihr nicht wiederholen. — Lieber gleich und tapfer entgehen. Und an jenem Tage reiste in ihr der Gedanke, „Trifan-Wpaon“ kommen zu lassen. Wenn sie ihm gleich das junge Mädchen zeigte, seine feindliche Reizung auf Wally über-lenkte — gewiß, er würde sie dafür hochschätzen, ja bewundern. Das aber war Alles, was sie erwarten und hoffen durfte.

Sie setzte sich hin und schrieb ihm: sie schlug ihm vor, nach Berlin zu kommen — man solle sich endlich kennen lernen — es wüßte ja doch einmal Zeit, wenn der Moment auch immer etwas Gefährliches habe. Sie führte das Bild aus, mit schmerzlich zuckendem Herzen — das Bild der drohenden Enttäuschung. Und ganz beiläufig erwähnte sie der jugendlichen Verwandten, deren unbefangene Heiterkeit ihre Tage durchhine, deren frischer, froher Lebensmuth sie manchenmal vergessen lasse, wie — alt sie ist. Schon am nächsten Tage war seine Antwort eingetroffen. „Ach ich“, schrieb er, „stütere vor dem entscheidenden Augenblicke, der die Hoffnungen vernichten kann, welche viel-leicht gegen meine Willen in mir aufgeteufelt sind. Ich bin anders, als Sie sich vorstellen, als Sie träumen!“

„Er kommt“, sagte sich Helmine. Und nun sollte der schöne Traum zerfallen. Ah, es war zu schmerzlich, zu peinlich, zu beidmüthig! Was es keinen Weg, ihn um einige Stunden zu verlängern? Endlich hatte sie diesen Weg gefunden.

„Wir wollen einen Uebergang schaffen“, schrieb sie ihm, „um einer möglichen Enttäuschung vorzubeugen. Ich schlage Ihnen vor, uns maskirt, in Dominos, auf dem Festnachts-balle der Philharmonie zu begegnen.“

Beitwillig, ja freudig ging er auf diese Idee ein. Es wurde abgemacht, daß er schwarz erscheinen werde, sie hell-blau, jeder mit einer weißen Kamelle in der Hand.

Natürlich wollte sie sich nicht demaskiren — in dieser Nacht überhaupt nicht; erst für morgen wollte sie ihn zu sich einladen, dann vor ihm in einfachen Hauskleide erscheinen, mit Wally an der Hand. Ihre stumme Resignation, der Hinweis auf das junge, schöne Mädchen — das würde ihn entzücken — ihre Selbstlosigkeit, ihr reißloses Bild verflären.

Allerdings, Wally schien sich bereits für den kurzschichtigen Doktor zu interessieren. Sie kümmerte sich neuerdings mit ganz bemerkenswerthem Eifer um Dinge, die ihr sonst fern lagen — über die Resultate des stochischen Heilverfahrens war sie unterrichtet wie ein Kliniker. Aber das hatte wohl noch nichts zu bedeuten. Wally würde sich zweifellos eines Besseren belehren lassen.

Eine kleine Maskenpuppe haßete durch den Saal; zwei Schmetterlinge von einem Platanum verlorst — hinter den Dreien schlich ein Herr im Domino. Helmine achtete kaum darauf. Wie wenig paßte sie doch hierher mit ihrer ganzen Art!

Wieder ein maskirtes Paar, aufeinander im Streit miteinander. Und nun — ja, das war Wally in ihrem niedlichen Pagenanzuge. Oder war sie's doch nicht? Helmine hätte schwören mögen, daß die Achselhüllen auf dem Sammtmanns ihres „Kleinen“ nicht so hellblau waren . . . Vielleicht täuschte auch das Licht. Gewiß, da stolperte ein Jüngling mit dem Pagen nach, das war offenbar der Doktor. Wachen die sich tunnen!

Schon und bedrückt sah Helmine da auf einem der rothen Sammtfauteuils und lachte auf die mit Fressen geschmückte Wand. Vom großen Saale her löste gedehnte Musik.

Da sah sie nun — die kleine Sammttaube brannte ihr auf dem heißen Gesicht. Welche Thorheit hatte sie begangen! Wozu dies Alles? War es nicht mit Glück und Liebe un-wiederbringlich zu Ende? Und nun da sitzen, mitten unter den fröhlichen Menschen und sich schämen, weil man doch viel zu alt ist für einen Maskenball! Da steht er ganz plötzlich vor ihr, der schwarze Domino, und reicht ihr die weiße Kamelle dar.

Sie sucht sich rath zu fassen. Er darf ihr keine Bewegung anmerken, denn es ist ja doch nichts . . .

Es ist ein ziemlich großer, ansehnlicher schlauer Mann. Nun entschuldigst er sich mit weltmännischer Unbefangenheit, daß er sie ein wenig warten lieh. Er sei fremd in Berlin — fremd in dem Lokal. Dann drückt er ihr die Hand — warum, verständnißlos — es ist das eigentlichste Erkenntnis-sgeheim, bezeichnender als die weiße Kamelle: „Ich bin es“, sagt dieser Däuberdrind.

Ein Schauer heißer, thränenreicher Begehrt durch-rielt sie. Er ist es — aber sie ist es nicht — sie ist nur eine Parodie seines Traumbildes — sie ist alt und weh — sie ist es nicht!

Aber sie begünstigt sich; sie plaudert unbefangenen von ihrem Unbefangenen auf dem Maskenball.

Da sitzen sie nun ruhig nebeneinander. Nur die schwarze Sammttaube hält noch ihren Traum von Glück aufrecht — sie lächeln, und es ist zu Ende!

Aber sie muß ihn allmählich vorbereiten. Sie erzählt heiter und humoristisch von allerlei kleinen Enttäuschungen, die sie erlitten. Wie das ganze Kaiserregieren ihr schon beinahe eine Enttäuschung geliehen, noch bevor es recht be-gonnen . . . Er sagte bitter:

„Das ganze Leben ist ein Ende eine Enttäuschung.“ Hörend antwortete sie: „Müde!“

Und nun waren sie auf dem entscheidenden Punkte. Auf einmal sagte er mit männlicher Entschlossenheit: „Wir wollen uns demaskiren! Nicht die Sammttaube abnehmen, falls Ihnen das nicht recht ist — aber die ganze Wahrheit einander sagen! Ich habe sie nicht gesagt!“

„Ich auch nicht!“

„Ich habe Sie getäuscht, Inohe — meine Photographie — es ist die meine — aber sie datirt zwei Jahrzehnte zurück. Seither habe ich eine schwere Krankheit durchgemacht, habe keinen Anspruch mehr, geliebt zu werden . . . Ich bin alt . . .“

Mit einem Jubelruf riß sie die Larve ab.

„Ich bin es auch — ich bin es auch!“ jauchzte sie, ganz verzerrt, wo sie war.

„Sie scherzen“, brachte er hervor.

Helmine wußte räthlich nicht, wie hübsch und jugendlich sie in ihrer Erregung ausah — sie riß die Kapuze ihres Dominos ab:

„Da sehen Sie, Trifan“, rief sie, „ich habe schon einige graue Haare — ich bin sechsunddreißig, gar nicht weit von vierzig — denken Sie mir . . .“

„Und ich“ — er geigte sein graugetrocknetes Haar, „ich bin weit über vierzig! Ich konnte mich nicht entschließen, Ihnen die Wahrheit zu sagen — wollte mich gar nicht demaskiren, um Ihren Traum nicht zu zerlören. Aber ich gewann es nicht über mich, zu schweigen . . .“

Und sie freuten sich unabhängig, daß sie graue Haare hatten. Einen eilte der Woge in den Saal; ein demaskirtes Augen-mott — Doktor Lehnhard — haßete hinterdrein.

„Bitte, bitte, Fräulein Wally“, rief er atemlos in fliehendem Tone.

Zur Einsegnung. Grosse Posten schwarze u. farbige Kleiderstoffe u. Jackets zu auffallend billigen Preisen. M. Hirsch, Leipzigerstraße 69.





